

Erinnerung an die Erinnerung

Wie umgehen mit der Erinnerung an die Schoa? Die Konzentrationslager Dachau und Flossenbürg stehen für zwei unterschiedliche Wege.

Von **Michael F. Zimmermann**

Von allen nationalsozialistischen Konzentrationslagern ist Dachau vielleicht das bekannteste, Flossenbürg in der Oberpfalz vielleicht das unbekannteste. In beiden waren neben politisch Aktiven, unliebsamen Intellektuellen, Menschen, die im Nazi-Deutschland als nicht sozialisierbar galten, Geistlichen, Sinti und Roma, Homosexuellen und anderen auch Tausende von jüdischen Bürgerinnen und Bürgern inhaftiert. Viele fanden dort den Tod, noch bevor 1941 die industriell organisierte Judenvernichtung begann. Danach wurden etliche in Vernichtungslager wie Auschwitz, Majdanek, Stutthof oder Treblinka verbracht. Noch Ende April 1945 kamen von 7.000 Häftlingen, die man auf einen „Todesmarsch“ zur Evakuierung mit dem Ziel Tirol schickte, mehr als 1.000 ums Leben. Von Anfang an diente Dachau, das am 22. März 1933 eingerichtet wurde, als Blaupause zunächst für weitere KZs, schließlich auch für die Tötungsmaschinen in Ostmitteleuropa. Hier wurde die Schoa vorbereitet und erprobt. Zu Recht gedenkt man dort auch der Vernichtung der europäischen Jüdinnen und Juden.

Abriss, Rekonstruktion und Erinnerungsmale

An beide Stätten reisen zahlreiche Menschen aus dem In- und Ausland, um unvorstellbare Unmenschlichkeit nachzuvollziehen. Was aber sieht man vor Ort? Hinrichtungsplätze und Krematorien sind teils erhalten, teils markiert, und mit Schrecken durchschreiten die Besucherinnen und Besucher in Dachau einen Raum, der 1942 als „Brausebad“, d. h. als Gaskammer, ausgerüstet wurde, obwohl er in dieser Funktion wahrscheinlich nicht in Betrieb kam. Neben einigen teils stark restaurierten, teils neu gebauten Lagergebäuden sieht man heute nur in Dachau zwei Häftlingsbaracken, doch wurden diese neu errichtet, während man die allermeisten 1965 abriß. So weiten sich ihre einzig erhaltenen Grundmauern zu einem leeren, mahnen den Feld, das wir durch die von rauschenden Pappeln gesäumte Hauptstraße des Lagers durchschreiten. Im Rücken haben wir ein internationales Erinnerungsmal, das nach langen Diskussionen im September 1968 eröffnet wurde und auf

Inhaftierte anspielt, die vor Demütigung und Qual in den Selbstmord im elektrisch geladenen Lagerzaun flohen. Am Ende der Lagerstraße stößt man auf die katholische „Todesangst-Christi-Kapelle“ (1960), eine offene Rundmauer, die der gesamten Anlage die Richtung gibt, daneben auf eine evangelische Kirche (1965–1967) sowie auf einen jüdischen Gedenksaal (1963–1967), der zugleich an eine Synagoge und an eine Rampe erinnert. Seit November 1964 endet der Gang durch die Achse vor dem Tor in einem teils wiedererrichteten Wachturm, der zum Karmel „Heilig Blut“ führt. 50 Jahre nach der Befreiung kam neben dem Krematorium die russisch-orthodoxe „Auferstehungskapelle“ hinzu.

In Flossenbürg wurden später über dem Grundriss der alten Baracken Wohnhäuser für Aussiedler gebaut, die aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten geflohen waren. Sie sind seit 1961 vom früheren Appellplatz des Lagers aus zu sehen, wo die Häftlinge vormals Hinrichtungen beizuwohnen hatten. Auch in Flossenbürg schreitet man nach dem Besuch der Ausstellungen in der ehemaligen Wäscherei und in der Lagerküche weiter zu einer Kapelle namens „Jesus im Kerker“, die im Jahre 1947 aus den Materialien ehemaliger Lagerbauten errichtet wurde. Diese fällt jedoch, anders als in Dachau, nicht sogleich ins Auge. Davor betritt man seit 1995 das viel kleinere – und doch mit seinem von einem Davidstern bekrönten Kuppelsaal monumentale – Mahnmal, das der Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern dort errichten ließ.

Der Todesmärsche von Dachau aus das Würmtal hinauf und weiter nach Wolfratshausen, Bad Tölz und schließlich ins Ungewisse wird bereits seit 1989 durch eine Reihe von Mahnmalen des Bildhauers Hubertus von Pilgrim gedacht. Die Anregung dazu war dem Gautinger Gymnasiasten Matthias Hornstein zu verdanken: 1985 hatte dieser in einer Facharbeit auf die große Zahl jüdischer Opfer der Märsche, die auf dem örtlichen Judenfriedhof begraben liegen, aufmerksam gemacht. Damit löste er einen politischen Prozess aus, der schließlich zur Anlage der bronzenen Denkmäler der namenlos Einerschreitenden in 22 Gemeinden führte.

Möglicherweise fürchtet man, dass z. B. Jugendliche durch Informationen über die Zeit nach 1945 überfordert werden könnten.



Mahnmale des Bildhauers Hubertus von Pilgrim erinnern an die Todesmärsche, die von Dachau aus für Tausende Menschen in den Tod führten.

Wie mit der Erinnerung umgehen?

Was die Besucherinnen und Besucher erwarten, sind die Orte des Schreckens. Was sie jedoch sehen, sind vor allem Denkmale und Gedenkstätten. Warum entstanden in den 1960er Jahren in Dachau so viele Sakralbauten? Warum wurde das KZ dort mit der Ästhetik eines Friedhofs überformt, während man derartige Eingriffe in Flossenbürg auf die schlimmsten Mordstätten des Lagers begrenzte? Vor allem aber: Erinnert man vor Ort nicht nur an die Lager, sondern auch an die Erinnerung, die dort seit 1945 gepflegt wurde? In Dachau geschieht dies nur vereinzelt und zurückhaltend. Möglicherweise fürchtet man, dass z. B. Jugendliche durch Informationen über die Zeit nach 1945 überfordert werden könnten. Vielleicht scheut man auch, die zwischen den verschiedenen Opfergruppen, Religionen und Konfessionen ausgehandelte Memorialkultur interpretierend zu befragen. Diese ist der Anlage nur teilweise ablesbar. Eine auf der westlichen Hälfte des Appellplatzes von August bis Dezember 1945 von dort inhaftierten vormaligen SS-Angehörigen gebaute „Heiligkreuzkirche“ wurde im Juni 1960 abgerissen, und kaum etwas erinnert vor Ort an diese verstörende Stätte. Die im gleichen Zug errichtete katholische „Todesangst-Christi-Kapelle“ zeugt vom Bestreben des politischen Katholizismus, sich mit den Opfern auseinanderzusetzen, teilweise auch zu identifizieren. Bald begann man jedoch damit, sich mit der Nähe von Amtskirche und Nazi-Regime auseinanderzusetzen (so 1961 Ernst-Wolfgang Böckenförde in dem kontrovers diskutierten Beitrag „Der deutsche Katholizismus im Jahr 1933“). Im Zuge des Zweiten Vatikanischen Konzils wurde auch das Verhältnis zum Judentum überdacht.

Dachau ist daher auch ein einzigartiges Zeugnis der Bundesrepublik: Nachvollziehbar wird dort z. B. der schwierige Übergang von der Verdrängung zur Bewältigung schon in der Adenauer-Ära, aber auch die besondere Partnerschaft zwischen religiösen bzw. konfessionellen Gemeinschaften und Staat, wie sie für Deutschland prägend ist. Das Denkmalensemble regt aber auch zum kritischen Nachdenken über das

„jüdisch-christliche“ Abendland an, auf das man sich – bisweilen unter Vereinnahmung des Judentums – beruft.

Flossenbürg: die Erinnerung thematisieren

In Flossenbürg ist das Lager durch die Bebauung eines der Barackengelände seit den späten 1950er Jahren derart mit der Ortschaft verbunden, dass es nicht möglich war, die Gedenkstätte davon abzutrennen. In Dachau verlief die Geschichte parallel: Auch hier waren in den Häftlingsbaracken bis Anfang der 1960er Jahre Heimatvertriebene aus den deutschen Ostgebieten untergebracht. Aber davon ist dort nichts mehr zu sehen. Daher musste man in Flossenbürg eher als in Dachau die Erinnerung an die Erinnerung thematisieren und hat dies mit größtem Erfolg auch getan.

Ein Denkmal der Erinnerung kann man einerseits als Instrument der Erinnerung an das Schreckensgeschehen im KZ, andererseits auch für die Erinnerung an die Erinnerung wirksam machen. Eines der prominentesten Mahnmäler in Dachau ist das Denkmal des unbekanntes Häftlings, das 1950 in der Nähe des neuen Krematoriums aufgestellt wurde. Der Künstler, Fritz Koelle, hatte in den 1920er Jahren heroisierende Arbeiterskulpturen geschaffen und wurde 1934 wegen seiner „bolschewistischen Kunstauffassung“ von den Nazis verhört. Bald stellte er jedoch regelmäßig im Münchner Haus der Kunst aus, u. a. im Jahre 1940 eine Büste von Horst Wessel, die Hitler erwarb. Neben dem Denkmal ist dazu jedoch nichts vermerkt. Lediglich in der Dokumentation erfährt man beiläufig, der „umstrittene“ Künstler „wurde zuerst von den Nationalsozialisten verfolgt, arrangierte sich aber dann mit dem NS-Regime und dessen Kunstvorstellungen“.

In der Kapelle in Flossenbürg wurde 1949 über dem Altar der Kapelle ein Relief von Wilhelm Vierling angebracht, das ebenfalls noch heute dort zu sehen ist. Unter dem Kreuz sieht man Häftlinge, darunter einen, der einen anderen schlägt. In der großen Ausstellung „Was bleibt“ in der Lagerküche, die ausschließlich den „Nachwirkungen“ des KZs gewidmet ist, ist ein Gipsentwurf für die Gruppe der beiden Inhaftierten ausgestellt.

Das Denkmalensemble regt zum kritischen Nachdenken über das „jüdisch-christliche“ Abendland an.



„Der unbekanntes Häftling“ von Fritz Koelle in Dachau.

LITERATURAUSWAHL

(neben den Rundgangsbroschüren durch die KZ-Gedenkstätten)

D. Hoffmann, Dachau, in: Ders. (Hg.), *Das Gedächtnis der Dinge*, Frankfurt/Main 1998, 35–91.

J. Skriebeleit, *Erinnerungsort Flossenbürg*, Göttingen 2009.

A. Riedle, L. Schretter (Hg.), *Das Internationale Mahnmahl von Nandor Glid*, Berlin 2015.

K. Kappel, *Religiöse Erinnerungsorte in der KZ-Gedenkstätte Dachau*, München 2010.

Unzweideutig wird er als Zeugnis einer „zeittypischen Sicht auf das KZ“ kommentiert: „Die Häftlinge seien Kriminelle gewesen und hätten sich gegenseitig misshandelt.“

Kunst gegen das Vergessen

Dachau und Flossenbürg sind in Bayern herausragende Stätten öffentlichkeitswirksamen Gedenkens. Zugleich zeugen aktuelle Debatten in der Kunst von Konflikten um Erinnerung: Die von dem indonesischen Kollektiv ruangrupa ausgerichtete documenta fifteen des Jahres 2022 belegt, dass sich einige Gruppen, die im Rahmen des postkolonialen Bewusstseins ihr Recht auf Anerkennung reklamieren, zugleich antiisraelisch positionieren und sogar antisemitische Bilder ausstellen. Polarisierend nehmen andere dies zum Anlass, damit pauschal eine post- und dekoloniale Aufarbeitung zu diskreditieren. Der Antisemitismus ist nicht überwunden; Erinnerungsarbeit, stets auf Solidarisierungen angewiesen, ist komplexer denn je. Zugleich haben wir den Tod der rar werdenden Zeitzeugen der Schoa zu beklagen. In einer solchen Zeit sollten die Kulturen der Memoria, die an den Gedenkstätten gepflegt wurden, dort auch zum Thema werden – auch in Dachau! In einem multikulturell geprägten Einwanderungsland können so auch Besucherinnen und Besucher nicht-christlicher oder -jüdischer Prägung besser für den Kampf gegen das Vergessen gewonnen werden.

Michael F. Zimmermann

lehrt Kunstgeschichte an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt und ist Mitglied der BAdW sowie ihrer Ad hoc-AG „Judentum in Bayern in Geschichte und Gegenwart“. Er forscht zur europäischen und nordamerikanischen Kunstgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, zu historischen Avantgarde-Bewegungen, zu Kunst und Medien des modernen Italiens sowie zur Bildtheorie.